

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 50.

Dienstag, 28. Februar

1928.

(13. Fortsetzung.)

Das Jorritpulver.

(Nachdruck verboten.)

Von Otto Schwerin.

Detectivroman aus dem Tagebuch des Dr. Luz.

Wir verabschiedeten uns von Fischer und gingen, Luz, Brunner und meine Wenigkeit, in Begleitung Scharmanns direkt nach der Moselstraße 136, wo wir im ersten Stock die Klingel zogen.

Eine Frau in mittleren Jahren öffnete uns und fragte mit einem misstrauischen Seitenblick auf Scharmann nicht allzuhöflich nach unserem Begehr.

„Ist Fräulein Petersen noch zu Hause?“ fragte Scharmann.

„Ja“, antwortete die Frau kurz, „Sie kennen ja ihr Zimmer.“

„Danke schön“, sagte Scharmann, dann durchschritt er schnell den Vorplatz und klopfte fest wider eine Stubentür.

„Ja“, rief eine helle Frauenstimme von innen.

„Wer ist denn da?“

„Kriminalwachtmeister Scharmann. Kann ich eintreten?“

„Ich liege noch im Bett.“

„Das stört mich nicht“, sagte Scharmann trocken, „ich bin nicht zimperlich.“

Bei diesen Worten öffnete er ohne weiteres die Tür und trat ein. Wir anderen folgten.

Wir betraten ein großes, gut, fast elegant möbliertes Zimmer, das durch gelbe, zugezogene Vorhänge in eine künstliche Halbdämmerung gehüllt war.

Eine dumpfe, schwüle Atmosphäre, vermischt mit einem betäubend starken Parfüm, drückte mir auf die Lungen.

Das Parfüm steckte beinahe in jedem Gegenstand, der in dem unaufgeräumten Zimmer herumlag.

Es haftete sowohl an den haardünnen Seidenstrümpfen rechts auf der Chaiselongue, als es auch von der Batistuntertaile und dem langen, spitzenbesetzten, französischen Mieder aufstieg. Bekleidungsgegenstände, die so, wie sie vom Körper kamen, auf einen roten Samtfauteuil geworfen waren.

Auf dem Teppich lagen ein Paar schwarze, elegante Lackstiefel mit Louis XV.-Absätzen und sehr hohen Schäften, sie mochten zu einem auffallend kleinen, zierlichen Damenfuß passen.

Der in der Mitte des Zimmers stehende Tisch mit grüner Plüschdecke war überjät mit einer großen Anzahl geheshteter Bücher, meistens französischer Autoren, Guy de Maupassant, Zola, Paul de Kock. Einige Orangen, ein großer Samthut mit kostbarem Paradiesreiter und ein Paar lange, dänische Handschuhe vervollständigten das Stilleben.

Auf einem Eisbärenfell, das vor dem mit Büschen und Kristallvasen überreichlich versehenen Waschtisch lag, ruhte eine prachtvolle weiße Angorakatze, die faul zu uns herüberblinzelte.

Das gebrauchte Waschwasser, die Seife und die übrigen Toilettengegenstände strömten alle das gleiche, atembeklemmende Parfüm aus.

In dem großen Paradiesbett, den Oberkörper halb entblößt, ruhte die Bewohnerin des Zimmers, die Tänzerin Carlotta Petersen.

Das hübsche, noch sehr jugendliche und gar nicht ver-

lebte Gesicht hatte sie bei unserem Eintreten in die rechte Hand gestützt und dadurch den Oberkörper etwas gehoben, so daß ihr blauschwarzes, natürlich gelocktes Haar Hals und Brust wie ein Mantel umgab.

Auf der taubenblauen Atlassteppdecke, die sich nach vorne verschoben hatte, lag ein Karton mit Pralinen; neben dem Bett, auf dem Nachttisch, stand eine Schachtel Zigaretten und ein großer Strauß prachtvoller Marshall-Niel-Rosen.

Scharmann trat auf das Mädchen zu und reichte ihr, sich ungeniert auf das Bett niederlegend, zum Gruß die Hand.

„Guten Morgen, Carlotta“, sagte er lächelnd, „Entschuldigen Sie, wenn ich Sie noch im Bett überfalle, aber wir beide sind ja alte Bekannte und haben es nicht nötig, so ängstlich die Form zu wahren. Kennen Sie die Herren hier?“

Carlotta hatte Scharmann die Hand gereicht, eine kleine, wohlgepflegte, mit mehreren kostbaren Ringen geschmückte Hand. Bei den letzten Worten Scharmanns wandte sie uns den Blick zu, einen prüfenden, ungenierten, aber nicht frechen Blick.

Ich mußte gestehen, daß Herminie keinen schlechten Geschmack gezeigt hatte. — Donnerwetter! War das Mädel hübsch. Besonders die kornblumenblauen, wunderschön geschnittenen, klaren Augen, die zu dem tief schwarzen Haar prachtvoll kontrastierten, verliehen dem feingestalteten Gesicht einen ganz besonderen Reiz.

Scharmann fuhr fort:

„Ich wollte Ihnen Herrn Doktor Luz vorstellen, der Sie etwas zu fragen hat.“

Carlotta war bei diesen Worten aus ihrer ruhenden Stellung aufgeschreckt, so daß die Steppdecke herabfiel.

„Doktor Luz, der berühmte Detektiv!“ rief sie aus, während sie nach der Decke haschte und sofort um ihren Körper schlang. „Wer von den Herren ist Doktor Luz?“

Luz trat vor. „Hier steht er, Fräulein. Entschuldigen Sie unsere Ungezogenheit, Sie auf eine solche Art und Weise zu überfallen. Wir konnten aber nicht länger warten, denn in einer wichtigen, dringenden Angelegenheit brauchen wir Ihre Hilfe.“

„Die sollen Sie gerne haben“, sagte Carlotta herzlich. „Ich freue mich aufrichtig, Sie persönlich kennen zu lernen, Herr Doktor, ich habe schon so viel von Ihnen gehört. — Aber nehmen Sie doch, bitte, Platz, meine Herren.“

Während Luz, Brunner und ich der Aufforderung der Tänzerin nachkamen — was, nebenbei bemerkt, gar nicht so einfach war, da auf jeder Sitzgelegenheit ein Kleidungsstück oder ein Toilettengegenstand herumlag — stand Scharmann vom Bett auf.

„Mich müssen Sie entschuldigen, Carlotta, denn ich muß fort. Ich wollte die Herren nur bei Ihnen einführen; ich habe noch dringende Dienstgeschäfte zu erledigen und kann nicht länger warten.“

„Diese Art Dienstgeschäfte kenne ich“, sagte Carlotta, die Nase rümpfend, „daß Sie doch dauernd hinter den armen Mädchen her sein müssen — Aber gehen Sie nur,

tausendmal besser."

"Rein Wunder", meinte Scharmann trocken, "der ist auch knapp dreißig und ich schon zweiundfünfzig. Beim Menschen ist es nun mal leider umgekehrt als zum Beispiel beim Wein. Letzterer wird mit den Jahren schöner, ersterer nicht. Also, holdeste Carlotta, ich empfehle mich." Und ernster fügte er hinzu, "Tun Sie, bitte, alles, was Herr Luz von Ihnen verlangt, es ist, wie Sie wissen, Ihr Schaden nicht. Es handelt sich diesmal wieder um einen Fall Kressenthien."

Darauf reichte er der Tänzerin die Hand und verabschiedete sich mit einem lustigen Augenzwinkern von uns.

"Fräulein Petersen", sagte Luz, nachdem Scharmann die Tür hinter sich geschlossen hatte. "Ich will Sie nicht lange mit der Einleitung aufhalten, um so weniger als die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, keinen Aufschub duldet. Ihrer gütigen Mithilfe in der wichtigen Sache bin ich ja gewiß. Ich frage Sie also ohne alle Umschweife: Ist Ihnen ein Herr Gaston Herming bekannt?"

Carlotta schob eine Praline in den Mund. "Nein, Herr Doktor", sagte sie dann ruhig, "einen Herrn Herming kenne ich nicht."

"Dann hat er sich Ihnen eben unter einem anderen Namen vorgestellt. Es handelt sich um den Herrn, der gestern mit Ihnen im Schumanntheater gesehen wurde."

"Aha", sagte Carlotta, sich etwas aufrichtend, "auf den haben Sie es abgesehen? Hinter dem sind Sie her?"

"Jawohl. Kennen Sie diesen Herrn genauer, ich meine von früher her?"

"Wo denken Sie hin? Ich sah ihn gestern zum erstenmal. Im Café Rumpelmeier lernte ich ihn kennen. Er stellte sich als ein Baron Gustav von Hellriegel vor und sprach einen gemüthlichen österreichischen Dialekt. Seine einschmeichelnde, weiche Sprache machte mir den Mann gleich sympathisch."

"Fahren Sie, bitte, fort."

Carlotta zog eine Rose aus der neben ihrem Bett stehenden Vase und begann die Blüte mechanisch zu zerpupfen.

"Es gibt nicht viel zu erzählen", sagte sie nach einer kleinen Pause. "Wir verbrachten den Rest des Nachmittags zusammen, speisten im Ratskeller zu Abend und besuchten dann das Schumanntheater. Herr von Hellriegel oder Herming, wie Sie ihn nennen, benahm sich in jeder Beziehung gentlemanlike, konversierte anregend, wobei er weder Foten noch zweideutige Redensarten in die Unterhaltung einflacht, und brachte mich nach dem Theater bis an meine Wohnung, um dann nach Hause zu fahren."

"Nach Hause?" wiederholte Luz gespannt. "Wissen Sie, wo er wohnt?"

"Gewiß. In Wiesbaden im Excelsior-Palace-Hotel."

Brunner und ich wechselten einen kurzen Blick, während Luz von seinem Fauteuil aufstand und sich, wie Scharmann vorhin, vor der Tänzerin auf das Bett niederließ.

"Excelsior-Palace. Irren Sie sich auch nicht in der Adresse, Fräulein Petersen?"

"Aber ich bitte Sie", sagte Carlotta lachend, indem sie sich in sitzende Stellung aufrichtete und Luz erst die Krawatte, dann das seidene Taschentuch in seiner äußeren Brusttasche kokett zurechtzupfte. "Irren ist doch ausgeschlossen. Er hat mich dringend, ihn in Wiesbaden auf einige Tage zu besuchen, und heute nachmittag wollte ich mit dem Zug zwei Uhr achtundfünfzig hinüberfahren. Wir haben gestern Abend alles genau besprochen. Er holt mich in Wiesbaden um drei Uhr vierzig Minuten am Bahnhof ab. — Im Wiesbadener Theater wird heute Abend die „Bohème“ gegeben, und da ich Puccini über alles liebe, versprach er mir, Karten zu besorgen."

"Ich fürchte, Fräulein Petersen, daß Sie auf den genüßreichen Besuch der „Bohème“ verzichten müssen, denn allein werden Sie wohl die Oper nicht besuchen wollen."

"Sie beabsichtigen, Herming zu verhaften?"

"Sie haben es erraten."

Gegenüber, wenn ich Ihnen dabei behilflich sein kann. — "Ja, das können Sie, Fräulein Petersen. Sie sind sogar im Schlußakt dieses Dramas die Hauptperson. Hören Sie, Sie fahren natürlich nach Wiesbaden, aber nicht allein. Wir drei hier werden Sie begleiten; außerdem wird ein Kommissar der hiesigen Kriminalpolizei mitfahren."

(Fortsetzung folgt.)

Nächtliche Wanderung.

Wenn ich durch die stillen Nächte wandle
Mit dem wunderbaren Sternenhimmel ganz allein,
Fallen mir in hundertbewegten Träumen plötzlich
Deine lichtumgebenen Züge ein.

Und des Mondes silbrig Blinken leuchtet,
Wie mit märchenhaftem Glanze unbekümmert,
In mein unbekümmert Herz hinein.

Und des Waldes tiefes Rauschen mächtig
Von des Nachtwinds Flügeln jäh bewegt,
Hat die ungestüme Sehnsucht leise
In mein flehend Herz gelegt.

Wenn des Morgens lichte Welle strahlend
Über Wald und Fluren sich ergießt, und von
Jubelnden Gefängen frohe Scharen in sich schließt,
Haben meine Lieber wohl zur Nacht mir ein
Stilles, fernes Hoffen dargebracht.

Kurt Sommerer.

Mehr als Instinkt!

Von D. Fechner.

"Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Richte fühlt ihn schon."

Süd- und Westwinde brausen durch das Land. Zwar sind sie nicht allzu lind, sondern noch herb und kühl, und doch schon mit Lenzen geladen. Sie bilden die Sturmtruppe des Herrschers Frühling, der sich anstellt, seinen Siegeszug anzutreten.

Doch bevor er mit der ganzen Herrlichkeit und Machtfülle bei uns anrückt, sendet er beflügelte Boten aus, die sein baldiges Kommen verheißen. Einer der ersten, gern-gesehensten, aber auch geheimnisvollsten und unbekanntesten ist der „Vogel mit dem langen Gesicht". Viele kennen ihn selbst nicht einmal von Ansehen, und diejenigen, die ihn kennen oder zu kennen vermeinen, wie Jäger und Ornithologen, sind keineswegs in der Lage, alle Rätsel, die die Schärze Schnepfe auch noch heute aufwirft, restlos zu lösen.

Doch hier ist nicht der Ort, Streitfragen solcher Art zu behandeln, auch haben diese nichts mit meinem Thema zu tun. Aber eine Schnepfe war's, die mir die Veranlassung zu diesem Artikel gab, und da jetzt der „Strich" beginnt oder schon begonnen hat, erscheint mir die kleine Arbeit auch zeitgemäß.

Es war also zur Zeit des Schnepfenzuges! Ich stand zwischen zwei älteren Schauäugen auf einem breiten Gestell. Obgleich ich wartete bis zur völligen Dunkelheit, sah ich doch keinen Langschnabel ziehen. Da aber ein Frühlingsabend, verbracht in göttlicher Waldeinsamkeit, auch ohne Beute gemacht zu haben, schön und erhebend ist, so trat ich ohne die geringste Enttäuschung den Heimweg an. Das Gewehr noch schußfertig unter rechten Arm tragend, ging ich, gefolgt von meinem Hunde, das Gestell entlang. Plötzlich hörte ich eine Schnepfe putzen und gewahrte aufblickend die Silhouette des Vogels links neben mir am Horizont über der Schöpfung. Ich riß die Finte an den Kopf und warf den Schuß, so gut es die Lichtverhältnisse gestatteten, rasch nach, sah aber deutlich, daß die Schnepfe nicht herunterkam, sondern weiterstrich. Ein wenig enttäuscht zwar, doch sonst unbekümmert, setzte ich meinen Heimweg fort.

Zu Hause angekommen, merkte ich erst, daß der Hund nicht bei mir war. Dies befiel mich nicht wenig; denn der gut „durchgeübte" und disziplinierte „Jagdhelfer" erlaubte sich keine Extratouren. Ich machte mir nun zwar keine besonders großen Sorgen, sondern zog mich um und aß mit meiner Frau Abendbrot. Nach diesem steckte ich mir mein Pfeifchen an, und wir hielten unser Plauderfländchen.

Wie viel Zeit seit meiner Heimkehr verstrichen war, vermag ich mit Bestimmtheit nicht mehr zu sagen, eine Stunde aber sicherlich, als meine Ehehälfte, die etwas „hellhöriger" ist als ich, plötzlich sagte: „Ich glaube, es ist jemand an der Haustür!"

„Das wird der Hund sein!" rief ich freudig und ging, gefolgt von meiner Frau, aus der Stube, um nachzusehen.

Wie ich die Elze erkannte, schob der Hund seinen Kopf vor mich hin und leckte die Schneise in meine Hand.

Dah ich erfreut, zugleich aber auch sehr erstaunt war, brauche ich nicht besonders zu betonen; denn Hektor — so hieß der Hund — hatte eine seltene Leistung vollbracht. Die Hundennase ist eins der unbestechlichsten und merkwürdigsten Dinge. Mit ihrer Hilfe wird das angesehene Bild, manchmal erst am Tage nach dem Schuß gefunden. Vorausschätzung ist aber, daß der Hund ein Tröpfchen Schweiß oder die Wildwitterung am Boden, an einem Halm oder Strauch von Zeit zu Zeit findet. Er braucht also einen „Ariadne“-Faden, der ihn zu dem franten oder bereits verendeten Stüde führt. Dieser „Ariadne“-Faden stand meinem Jagdgehilfen aber nicht zur Verfügung; denn die Schneise strich hoch durch die Luft und die Jagdgöttin mag wissen, wo sie zur Erde heruntergekommen ist. Hektor muß also — trotz der völligen Dunkelheit — ein Schußzeichen beobachtet haben, was ihn veranlaßte, ganz selbständig — und ohne mein Wissen, die Nachsuche aufzunehmen und erfolgreich durchzuführen.

Nun noch eine andere „Höchstleistung“ des Hundes, die aber einen gewissen humoristischen Einschlag hat und dem Leser gewiß ein vergnügtes Schmunzeln entlocken wird.

Bei einer Treibjagd hatte ich mich stark verspätet. Um der vermuteten Gardinenpredigt zu entgehen, kaufte ich eine Flasche „Süßen Ungarwein“, steckte sie in meine Lederne Patronentasche und machte mich — gefolgt von Hektor — auf den Heimweg. Diesen suchte ich nach Möglichkeit abzukürzen, indem ich Seitenpfade einschlug und manchmal auch querfeldein stolperte, dabei mukteten Heden und Gräben übersprungen werden. Kurz vor Mitternacht langten wir zu Hause an. Meine Frau hatte sich schon zurückgezogen. Als ich in der Wohnstube aber Licht machte, kam auch sie — in der Rechten eine Lampe tragend — herein. An ihrem Gesicht sah ich schon, was die Uhr geschlagen. Um allen Weiterungen — des Strafpredigt — gleich die Spitze abzubringen, sagte ich freundlich-demütig: „Liebes Mamale, sei, bitte, nicht böse, ich habe dir auch was Schönes mitgebracht.“ Mit diesen Worten griff ich in die Patronentasche, um ihr die Flasche Wein zu überreichen.

„Simmelmann!“ (ich fluche sonst gar nicht, die Flasche war weg, ich mußte sie verloren haben). Der auf meinem Gesicht sich wiederpiegelnde ehrliche Schreck entwarfnete meine seelensgute Frau augenblicklich und sie sagte lachend: „Na, das wird was Besonderes gewesen sein!“

Mitten in der Wohnstube steht ein großer, runder Tisch, auf dem eine Decke liegt, deren Enden fast bis auf den Boden reichen. An diesem Tisch nahmen wir beide Platz, um noch einige Minuten über meine Jagderlebnisse zu plaudern. Wüßlich rief ich ganz erbozt: „Jetzt wird mir's aber zu bunt! Wenn du mich jetzt noch einmal so puffst, dann soll dich der Teufel holen. Ich mein' natürlich nicht dich, liebes Weibchen, sondern den Hund, der mich wohl schon ein halbes Dutzendmal unter dem Tisch angerempelt hat.“

„Nicht stößt er auch fortwährend“, sagte meine Frau, stand auf und rief energisch: „Hierher, Hektor!“ Zögernd kam der Gerufene unter dem Tisch hervor, nahm die Decke halb mit und pflanzte sich stocksteif vor meiner besseren Hälfte auf. „Ja, was hat der Hund denn eigentlich im Fang!“ sagte diese nun ganz verwundert.

„Seitiger Bimbam!“ rief ich betroffen, sprang auf und stürzte auf den Hund zu. „Das ist ja... das ist ja dein Geschenk... die Flasche Wein... Aus! Hier hast du sie!“ „O, du lieber Hektor, was bist du doch für ein unbezahlbarer Kerl!“

Beim Überspringen eines Grabens oder einer Decke mußte ich die Flasche verloren haben. Hektor hatte sie aufgenommen und bis jetzt im Fang getragen, was nicht leicht für ihn gewesen sein kann; denn Glas faßt ein Hund nicht gerne an, weil er es nur schlecht halten kann.

War das nicht mehr als nur Instinkt!

Der hohe Herr.

Von August Abelsacker.

Vor dem ersten Juwelieregeschäft der Hauptstadt hält ein schnittiges Privatauto. Ein neben dem Chauffeur sitzender Diener in grüner Blotze springt leichtfüßig vom Bode herab und öffnet die Tür des Wagens, die Mühe in der Hand, den Kopf geneigt.

Der hohe Herr, denn ein solcher scheint der Insasse des Wagens zu sein, entsezt dem Innern und begibt sich in den Juwelierladen. Zu dem ihm folgenden Diener sagt er: „Warten Sie draußen!“ und dieser erwidert: „Zu Befehl, Erlaucht!“

„Erlaucht!“ im Namen mehrerer Ehrenbezeichnungen, die dem hohen Herrn zufließen, ist der Diener selbst bereit, um sich nach den Wünschen von Erlaucht ganz ergebenst zu erkundigen.

Der Herr Graf äußert, eine Perlenkette, einige Damenbrillantringe und Anhänger beschaffen zu wollen. Die Waren werden ihm vorgelegt. Er erbittet eine Lupe und mustert genau Stück für Stück.

Die Mustierung scheint ihn zu befriedigen und er fragt nach den Preisen, den der Juwelier in Anbetracht der hohen Stellung des Käufers nicht zu niedrig bemisst.

Ohne abzuhandeln zieht der Graf seine Brieftasche heraus, blättert in den Scheinen und sagt dann: „Ich habe die Summe nicht bei mir; verpachen Sie die Sachen in ein Kästchen. Ein Bediensteter soll dann mit mir ins Hotel fahren und bei Ablieferung des Kästchens bezahlen ich.“

Der Juwelier hat nun gewiß kein Mißtrauen gegen den Käufer, dazu schien dieser zu elegant und doch nicht gedehnt gekleidet und hatte echt aristokratische Manieren, auch bürgte Stand, Diener und Auto dafür, daß er es mit seinem Hochstapler zu tun hatte. Und doch, er will vorsichtia sein, ganz vorsichtig, und erbietet sich, persönlich mit dem Kästchen den Herrn Grafen zu begleiten.

Erlaucht nimmt dankend an und bestiegt mit dem Juwelier den Wagen, dem Chauffeur zurufend: „Nach Hause!“, was mit „Zu Befehl, Erlaucht!“ quittiert wird.

Im Wagen erzählt der Herr Graf leutselig dem Juwelier, daß er Graf Horváth heiße, seine Güter in Ungarn habe und hier im „Hotel Exelsior“ wohne. Mit einem müden Lächeln fügt er noch bei, der Schmuck sei bestimmt für die Primadonna der hiesigen Oper: Fräulein v. Zelinek.

Und schon hält das Auto vor dem Hotel. Diener und Pförtner eilen herbei und öffnen die Tür des Wagens. Der Herr Direktor begrüßt den Grafen mit den Worten: „Schon zurück, Erlaucht?“

Dieser bestiegt mit dem Juwelier und Diener den Lift, der in wenigen Sekunden im ersten Stockwerk vor den Appartements des Grafen hält. Durch eine Handbewegung entläßt er den Diener, entnimmt seiner Tasche einen Schlüssel und öffnet seine Räume.

Mit einem leisen Augenzwinkern in dem südländisch gebräunten, bartlosen Antlitz sagt Erlaucht vertraulich zu dem Juwelier: „Man kann auch im ersten Hotel heute nicht vorsichtig genug sein.“

Der Juwelier bestätigt die Anschauung seines Käufers und denkt dabei an seine etwas überflüssige Vorsicht dem hohen Herrn gegenüber.

Nach dem Eintritt in den Empfangsraum bittet der Graf den Juwelier, in einem Klubstisch Platz zu nehmen, nimmt ihm das Kästchen aus der Hand und stellt es in einen unverschlossenen Wandschrank. Er schließt dann den Schrank und übergibt den Schlüssel ironisch lächelnd dem Juwelier mit den Worten: „Damit es Ihnen nicht gestohlen wird.“ Verbindlich schmunzelnd macht der Juwelier eine abwehrende Bewegung — nimmt aber den Schlüssel doch.

Der Herr Graf begibt sich ins Nebenzimmer, um das Geld zu holen und bittet, einwilligen die Rechnung zu quittieren. Der Juwelier wartet geduldig eine Viertelstunde, eine Viertelstunde, die ihm eine Stunde schien.

Dann schickt ihm der Gedanke in den Kopf: „Sollte Erlaucht unwohl geworden sein?“ Leise klopft er an die Tür des Nebenzimmers, als sich nichts rührt, klinkt er vorsichtig auf und späht — in ein leeres Zimmer.

Sofort stürzt er in den Empfangsraum, öffnet den Wandschrank und findet, Gott sei Dank, sein Juwelentäschchen noch dort. Da plötzlich erleuchtet er, denn die dem Nebenzimmer zugekehrte Rückwand des Schrankes zeigt ein Loch, groß genug, um mit einer Hand hindurchzulangen.

In höchster Bestürzung reißt er das Kästchen auf — es ist leer. Beinahe irrinnig vor Angst und Wut rennt er zur Tür — sie ist versperrt. Er raßt zum Tischtelefon — der Draht ist abgezwickelt.

Halb ohnmächtig reißt er das Fenster auf und ruft um Hilfe. Das Hotelpersonal eilt herbei, öffnet die Tür und der Herr Direktor fragt nach der Ursache des Hilferufes.

„Wo ist der Herr Graf?“ brüllt der Bestohlene.

„Seine Erlaucht, Herr Graf Horváth, haben heute vormittag die Rechnung beglichen und sind vor etwa zwanzig Minuten abgereist“, berichtet der Direktor.

Wortlos deutet der Juwelier auf den Wandschrank und blickt dann ohnmächtig zu sammen. Offenen Mundes steht der Herr Direktor und das Personal vor dem jedenfalls schon am Morgen durchlöchernten Wandschrank.

Seine Erlaucht, der Herr Graf Horváth, jedoch wurde einige Zeit später in Amsterdam beim Verkauf der Juwelen verhaftet und als der mehrfach vorbeistrasste Barbiergehilfe Janos Erdösi abgeurteilt.

Die schlanke Linie entthront?

Wiederkehr des fraulichen Typs.

Als vor Jahren der Bubikopf aufkam, haben es wohl die meisten für unmöglich gehalten, daß es sich hier nicht allein um Daarmode handelt, sondern um eine Haartracht. Die Zahl der Anhängerinnen des Bubikopfes ist so groß, daß man von seinem Siege sprechen kann. Heute wird man all denen, die behaupten, der Bubikopf werde wieder verschwinden, mit einem ungläubigen Kopfschütteln antworten. Aber doch ist es so. Vorläufig nur schüchtern, aber immerhin doch klar zu erkennen, macht sich eine Bewegung für Wiedereinführung des langen Haares bemerkbar.

Wir befinden uns überhaupt in einer Zeit der Revolution der weiblichen Erscheinung. Das bewußte Mastuline, Emanzipierte, Sporthafte weicht den Bestrebungen, die frauliche Natur wieder mehr zu betonen. Als Erstes scheint auf dem Kampffeld die schlanke Linie zu fallen. Wie immer, hat Übertreibung zu diesem Wechsel geführt. Heute ist nicht mehr modern besonders schlank zu sein, sondern vollschlank, mollert, das ist die Forderung des Tages.

Vom gesundheitlichen Standpunkt wird man diesen Wechsel der Auffassung über das neue Schönheitsideal der weiblichen Figur nur begrüßen können. Denn in dem Bestreben durchaus schlank zu werden, haben sich Hunderttausende von Frauen zu Gewalttaten hinreißen lassen, die für sie mit schweren gesundheitlichen Schäden verbunden waren. Tausende von Weibchen wurden ausgegüßelt, möglichst rasch die schlanke Linie zu erhalten und trotz aller Warnungen vor gesundheitlichen Schäden wurden sie befolgt. Eine rasche Gewichtsabnahme ist für niemanden gesund. Immer wird das Herz allzu stark in Anspruch genommen und die Gefahren wuchsen häufig dadurch, daß Mittel gebraucht wurden, die nur in kleinen Dosen dem Körper zugeführt werden dürfen. Es ist hier selbstverständlich nicht die Rede von der sogenannten Entfettungskur, denen sich viele aus gesundheitlichen Gründen unterziehen müssen, sondern vielmehr von jenen Kuren, die nur aus modischer Torheit gemacht worden sind. Was war die Folge? Eine Übernervosität der Frauen, starke Ermüdungserscheinungen, abgesehen von den häufig eintretenden körperlichen Schäden. Das wird nun zum Glück alles vorbei sein. Das Ende der schlanken Linie ist gekommen. Am besten zeigt sich dies an den neuen modernen Gesellschaftsleiden, die stilliger gearbeitet werden und nicht mehr die schlanke Linie betonen. Bei der anderen Garderobe der Frau ist dies bisher noch nicht in gleichem Maße in Erscheinung getreten. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Straßen- und Nachmittagskleid folgen werden. Eine Ausnahme dürfte nur der Sportanzug der Frau machen. Aber hier ist zu bedenken, daß man bei dessen Formung immer mehr von Zweckmäßigkeitsrücksichten ausgegangen ist, als die Mode in den Vordergrund zu schieben. Wohl ist auch die Sportkleidung der Frau dem modischen Wechsel unterworfen, das zeigt sich bei der Wahl der zu verwendenden Stoffe, der Farben, und etwas auch beim Schnitt. Aber wesentlich bestimmt die Sportkleidung im Gegensatz zu früher heute der Zweck, mit Ausnahme vielleicht der Kostüme für Sportgirls, deren einzige Betätigung im Zuschauen und nicht in der aktiven Ausübung einer Sportart liegt.

Die moderne vollschlanke Linie hat auch den Auswüchsen des oberen und unteren Dekolletés ein Ende gemacht. Die Herrschaft des kurzen Rodes, des tiefen Brust- und Rücken-dekolletés ist vorbei. Die Frau hat wieder gelernt, daß „Ausgezogenheit — keine Angezogenheit“ ist, wie eine bekannte Modeschriftstellerin den zuletzt herrschenden Zustand treffend gekennzeichnet hat. Ein aufmerksamer Beobachter der Kostüm- und Gesellschaftsbälle dieser Saison, wird schon bemerkt haben, daß Dezenz in der Kleidung wieder die große Mode zu werden beginnt. Sittenrichter werden es nicht mehr nötig haben mit einem Zentimetermaß den Abstand des Rodes vom Erdboden festzustellen, bzw. die Entfernung des Rückenteiles vom Hals. Die Mode zeigt wieder den längeren Rod. Dieser unterscheidet sich allerdings wesentlich von seinen Vorgängern um die Wende des 20. Jahrhunderts und zu Ende des 19. Zu dem über dem Boden dahinschleifenden Rod, dem größten Staubfänger und Strakenreiniger, sind wir gottseidank nicht zurückgekehrt. Wir hoffen auch, daß seine Herrschaft niemals wiederkehrt, wenn auch im Zeichen der Mode alles möglich ist.

Das Talent der Kinder.

Von Magda Trott.

Es wird immer wieder behauptet, daß jeder Mensch, ganz gleich, welchem Stand er entsprossen ist, irgend ein Talent in sich trage, das aber in sehr vielen Fällen verkümmert, weil ihm keine Gelegenheit geboten wurde, sich zu entfalten. Diese Talente zeigen sich meist schon im Kindesalter, werden aber häufig von den Eltern nicht beachtet und gepflegt, das Kind wird mitunter gewaltsam in ganz andere Bahnen gelenkt, und so schlummert das kaum gezeigte Talent wieder ein.

Ein sehr wahres Sprichwort sagt: Früh übt sich, was ein Meister werden will! Ganz aus sich selbst heraus fängt das Kind an, seine Gedanken und Kräfte auf das zu konzentrieren, was die Natur in es hineingelegt hat. Noch tut es das alles ohne klares Bewußtsein, ohne zu ahnen, daß es sich gerade in diesem Zweig außerordentlich entwickeln würde, wenn ihm Hilfe und Unterstützung gegeben werden.

Man hört so oft von den Eltern die Worte, daß eines der Kinder eine stark hervorretende Lust für das Kochen, das Nähen, das Basteln habe, wieder andere Kinder interessieren sich nur für Verkehrsgelegenheiten, für elektrische Anlagen oder die Landwirtschaft, und leider wird auf diese kindlichen Interessen seitens der Eltern und der Erzieher viel zu wenig eingegangen.

Das, was das Kind im frühesten Alter schon bevorzugt, worauf es sich mit all seiner kindlichen Leidenschaft stürzt, das ist das Gebiet, in dem es sich dermaleinst betätigen sollte, denn diese erste Reizung ist der Ausfluß eines im Kind schlummernden Talents. Es ist verkehrt, wenn man unter Talent nur die Begabung für eine der schönen Künste anspricht. Es gibt für jeden Lebensberuf Talentierte und solche, die nicht in diesen Zweig hineinpassen. Die aber, die für den kaufmännischen Beruf, für den Landwirt oder den Ingenieur ein ausgesprochenes Talent mitbringen, das sind dann die, die im Leben vorwärts kommen.

Es müßte allen Eltern zur Pflicht gemacht werden, diese hervorretenden Talente der Kinder eingehend zu beachten und nach Kräften zu fördern. Selbst wenn das Gebiet, das sich das Kind aus richtigem Instinkt heraus wählt, den Eltern nicht zusagt, so ist es ein Unrecht, diese Begabung verkümmern zu lassen. In der heutigen Zeit kann man es nur noch durch persönliche Tätigkeit zu etwas bringen. Und wer in seinem Fach Tüchtiges leistet, der wird anerkannt und geschätzt werden, sei er was er sei.

Bei Künstlern, die etwas erreicht haben, fragt man sehr häufig: Wer war der Mäcen? Und in der Tat konnten die meisten Künstler das, was sie erreicht haben, nur erreichen, indem sich ein anderer ihrer annahm. Einer, der nicht mit allen Fasern in der Kunst wurzelle, sondern einer, der über der Sache stand, in die sich sein Schicksal kopflos hineinwürzte. So ist es genau mit den Eltern und den talentierten Kindern. Das Kind bastelt zunächst. Es verdirbt, es läßt neu entstehen, es dreht sich im Kreis und hat niemanden, der es weiter vorwärts drängt. Finden sich nun die Eltern, die dem kämpfenden die helfende Hand reichen, lenken sie die Gedanken des Kindes weiter vorwärts, geben sie dem Kind die Möglichkeit auszubauen, so erweitert sich der Gesichtskreis des Kindes, es sieht seine Lieblingsbeschäftigung größer und mächtiger werden, der Drang, noch mehr zu erreichen, wird geweckt, und so entwickelt sich das vorwärtsdrängende Talent weiter und immer weiter, bis es plötzlich große Formen angenommen hat.

Zeigen sich die Talente auf dem Gebiet der Kunst, so liegt in vielen Fällen die Gefahr nahe, daß aus diesen Kindern möglichst „Wunderkinder“ gemacht werden. Wenn sich die Eltern einmal überlegen, was sie für eine Tragödie heraufbeschwören, nur um den eigenen Ehrgeiz zu befriedigen, sie würden niemals ihre Kinder Wunderkinder — werden lassen. So ein gewaltsames Hineindrängen in den Weg, den das Kind nur schrittweise gehen sollte, ist von allergrößtem Schaden für die seelische Entwicklung. Nur wenn Freude, kindliches Spiel und eigene Initiative an dem aufzubauenden Werk gemeinsam arbeiten, wird der rechte Weg gefunden. Raubt man aber dem Kind das Schönste, die Jugend, dressiert man es, macht man das Talent zum Geschäft, dann sollte man lieber, wie es so viele Eltern tun, diesem Talent gar keine Beachtung schenken, und das Kind ruhig weiter spielen lassen, wie es eben spielt.